

www.waro-verlag.de

WALTER ROTH

VON DER LEICHTIGKEIT

DES SEINS

Wako-Verlag
«Der etwas andere Verlag»

Umschlag:

Fred Zawadzki / WaRo-Verlag

1. Auflage

© WaRo-Verlag Heidelberg

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt, oder verbreitet werden.
Gesamtherstellung: WaRo-Verlag, Heidelberg

ISBN 978-3-938344-50-7

www.waro-verlag.de

Von einem der auszog, das Leben zu lernen

Beitrag zur Festschrift des 150-jährigen Jubiläums der
Lenau-Schule Temeswar

Eigentlich hatte ich mit der *Lenau-Schule* bereits abgeschlossen: bei der Aufnahmeprüfung für die 9. Klasse im Juni des Jahres 1974 war ich zwar nur der Vierte (oder doch der Sechste?) unterhalb des roten Striches, aber immerhin unterhalb. Als dies auch beim zweiten Mal hinsehend nicht besser wurde, stellte sich erstmal Ratlosigkeit bei mir ein. Ich hatte keinen Plan B. Dann kam der Kollege Gantner¹, aus der ehemaligen VIII. B des Weges. Er hatte sich auch unterhalb des roten Striches eingereiht.

»Und? Was machst du jetzt?« fragte er.

»Keine Ahnung!«

»Ich schreibe mich im *Liceul de Construcții Nr. 1*² ein. Die haben eine Abteilung *Elektrotechnik*. Da gibt es noch einige freie Plätze und mit deiner Durchschnittsnote kommst du da bestimmt auch rein. Ist nur ein paar Schritte von hier entfernt, vor der *Fructus* Fabrik.«

¹ Alle Namen von Privatpersonen wurden gegenüber der Jubiläumsausgabe zur Anonymisierung geändert.

² *Lyzeum für Bauwesen Nr. 1*

Elektrotechnik war das magische Wort für mich. Hans hatte sich bereits in einer Schule eingeschrieben, in der es auch eine Klasse mit *Elektrotechnik* gab, vielleicht war es ja dieselbe, und dann wäre mir wenigstens Hans erhalten geblieben. Reinhold, der dritte im Bunde, so wie ich diesen empfand, war zwar weit oberhalb des roten Striches, aber es stand schon mehr oder weniger fest, dass er während der Sommerferien in die Bundesrepublik auswandern würde. Und was sollte ich in einer *Lenau-Schule* ohne Hans und ohne Reini?

Dabei hatte ich doch zu diesem Zeitpunkt zweifelsohne schon turbulente 4 Jahre in dieser Schule verbracht, die nicht nur aus einem introvertierten Dorfkind, das ich war, als ich mit 11 Jahren von einem Tag auf den anderen mein vertrautes, familiäres, dörfliches Umfeld verlor und einem völlig neuen, zum Teil feindlicheren, aber zum Teil auch verlockenderen ausgeliefert wurde, einen fast schon extrovertierten Teenager gemacht hatten, sondern mir auch ein Gepäck an Wissen mit auf den Weg gegeben haben, von dem ich nicht nur in den folgenden 4 Jahren profitieren sollte, sondern, wenn ich ehrlich bin, es bis auf den heutigen Tag noch tue.

Aber immer schön der Reihe nach! –

Der 15. September 1970 war (ich gehe jetzt einmal davon aus, dass im besagten Jahr der Schulanfang auch an einem 15. stattfand, auch wenn ich mich zu erinnern glaube, dass es nicht immer der 15. war) ein ziemlich verregneter, schon herbstlich anmutender Tag in Temeswar. Meine Oma, die mich nach Temeswar brachte und die sich für drei Tage mit mir in meinem ‚Quartier‘ einquartierte, *bis’r die Weeche kennt un sich geweent hot*¹, hatte mich zur Schule gebracht, und hätte es nicht eine Hertha und eine Hella in meiner zukünftigen Klasse gegeben, würde ich wahrscheinlich noch heute in einer Ecke des Eingangsbereiches der *Lenau-*

¹ *bis er die Wege kennt und sich eingewöhnt hat*

Schule stehen und darauf warten, dass die Schule beginnt. Hertha und Hella kannte ich, weil sie zwei Bruckenaauer Mädels waren, die eine zwar in Temeswar geboren, doch recht häufig bei ihren Großeltern zu Besuch, die in Bruckenaau unsere unmittelbaren Nachbarn waren, und die andere, die Hella, die mit mir zusammen die ersten vier Jahre die Schulbank in der Bruckenaauer Grundschule gedrückt hatte. Wie ich dann aber neben Rainer zu sitzen kam, weiß ich nicht mehr, wahrscheinlich, weil er ähnlich wie ich, auch erst gerade vom Lande (in seinem Falle von Gertjanosch, wenn ich mich recht entsinne) in die *Lenau-Schule* gekommen war und so wie ich, sonst auch kaum jemanden in der neuen Klasse kannte.

Zu jenem Zeitpunkt hieß die *Lenau-Schule* gerade mal wieder anders, nämlich *Liceul Nr. 2*¹, und es gab nur eine deutschsprachige 5. Klasse, wie viele rumänische und ungarische es noch waren, weiß ich nicht mehr. Es waren jedenfalls derer genug, um mit ihnen im Turnhof der Schule Fußball oder auf den breiten Pausenfluren ‚Fangen‘ zu spielen. Unsere Klassenlehrerin war Frau Kraushaar, die auch Mathematik unterrichtete. Ich kann mich zwar nicht mehr an alle Lehrer in der 5. erinnern, an einige von ihnen aber schon, denn sie haben sich durch ihr Tun für immer in mein Gedächtnis eingepägt. Frau Pavel war in der 5. unsere Deutschlehrerin, und die erste Note in meinem Notenbuch war eine 10*, also eine *Zehn*² mit Sternchen, und zwar, weil ich *Das Wandern ist des Müllers Lust* nicht nur auswendig, sondern auch noch singen konnte. Die nächsten beiden Noten waren auch noch jeweils eine 10, diese jedoch in Biologie, von Frau Spinner. Danach wurde die 10 eine eher selten auftretende Erscheinung in meinem Notenbuch. Gerade Frau Corici (ob der Name ganz so stimmt, weiß ich nicht mehr), unsere Rumänischlehrerin, hatte bald schon meinen Vater in die Schule

¹ *Lyzeum Nr. 2*

² *Zehn* war die Bestnote, während eine *Vier* ungenügend bedeutete.

kommen lassen, weil ich diese Sprache schlicht und ergreifend nicht genügend beherrschte, um mit den anderen in der Klasse Schritt halten zu können.

Und das ging mir nicht nur in der Schule so. Auch alle anderen Dinge des täglichen Lebens musste ich mühselig erlernen: jeden Tag Milch und Brot einkaufen, mit der Straßenbahn, mit der Eisenbahn, mit dem Überlandbus fahren, in eine Friseurstube zum Haarschneiden gehen, im Schreibwarenladen Schulhefte einkaufen – all das waren Hürden, die es erstmal zu überwinden galt. –

Legendär (zumindest in meinem familiären Umfeld) ist die Geschichte von meinen regelmäßigen Besuchen nach dem Unterricht (der übrigens über all die vier Jahre in der *Lenau-Schule* immer nachmittags stattfand), in der Konditorei am *Rathaus-Platz*¹, *Macul roșu*² hieß sie, glaube ich. Die kannte ich noch aus Zeiten vor meinem *Lenau-Schule-Dasein*, wenn ich mit meiner Mutter nach Temeswar zu kommen hatte. Das waren immer unangenehme Aufenthalte, weil damit entweder Arztbesuche oder Schuhe- und Kleiderkäufe anstanden, die einen mir so unangenehm wie die anderen, und dies bis auf den heutigen Tag. Doch zur Belohnung gab es damals, wenn es die Zeit bis zur Abfahrt des *Lippaer* Busses vom *Domplatz*³ noch erlaubte, ein Eis oder Kuchen mit Sahne in besagter *Kondi*. Und die hatte ich schnell wiederentdeckt als ich *Lenau-Schüler* geworden war, zumal ich vom *Rathaus-Platz* aus mit der Straßenbahn in die *Fabrikstadt*⁴ zu meinem Quartier fahren musste. Also gewährte ich mir ab und an von dem bisschen Taschengeld, das mir dazu verblieb, mal ein Stück Torte, mal eine Kugel Eis, aber immer: *Bitte mit Sahne!* Bald schon wurde mir die Angelegenheit viel zu teuer, und mir schmeckte weder der

¹ *Piața Libertății*

² *Roter Mohn*

³ *Piața Unirii*

⁴ Stadtviertel von Temeswar

Kuchen, noch das Eis, dafür aber umso mehr die Sahne, und eines Abends nahm ich all meinen Mut zusammen und verlangte nur noch Sahne. Die Verkäuferin blickte mich verwundert an:

»Frișcă, și mai ce?»

»Nimic.«

»Cum nimic?»

»Vreau numai frișcă.«

»Asta nu se poate!«¹ Daraufhin wollte ich schon gehen, als eine Kollegin der Verkäuferin sagte:

»Dă-i mă acolo frișcă, ce ai cu el?»² Die andere schluckte ihren Ärger hinunter, füllte mir einen Eisbecher mit Sahne, steckte einen kleinen Löffel hinein, der darin sogar senkrecht stehen blieb und sagte mit niederschmetternder Verachtung:

»2 Lei!« Das war natürlich unangemessen teuer, denn ein Eis mit Sahne kostete genauso viel, aber das war mir egal. Ab diesem Tag belohnte ich mich, wann immer es ging, mit einem Becher Sahne, so dass ich schon bald eine gewohnte Erscheinung für die Verkäuferinnen der Konditorei war:

»Vezi Lenuțo, ți-a venit ăla *De 2 Lei frișcă!*«³ –

In der 6. Klasse wurden wir zur *Lenau-Schule* umgemodelt, noch nicht mit dem legendären farbigen Abzeichen auf den Uniformen, dafür aber nur noch mit Unterricht in deutscher Sprache, wobei einem dies in den Pausen nicht auffallen ist, da wurde nämlich weiterhin in allen möglichen (und unmöglichen) Sprachen herumgeschrien. Wir waren

¹ »Sahne, und was noch?«

»Nichts.«

»Wie nichts?»

»Ich möchte nur Sahne.«

»Das geht aber nicht!«

² »Gib ihm doch seine Sahne, was hast nur mit ihm?«

³ »Schau mal, Lenuta, dein *2-Lei-Sahne* ist gekommen.«

nun durch den Zugang von anderen Schülern aus anderen deutschsprachigen Schulen in zwei Klassen aufgeteilt worden, und zwar gleich beide links und rechts des Professorenzimmers, was für die Pausen nicht so gut war, weil einem permanent ein Lehrer im Weg stand. Und immer war irgendwo eine Baustelle im Haus: der Geografie-Raum, wo der *Boss*, alias Erich Pfaff, der erst damals Schulleiter der *Lenau-Schule* wurde, anfangs seine Dia-Vorträge abhielt, entstand als erster, dann das Chemie-Labor, die Werkstätten in den Kellerräumen, schließlich auch der Disko-Raum, mit dem Pingpong-Tisch darin, usw. (Die Reihenfolge ist in diesem Zusammenhang unerheblich, Fakt jedoch ist, dass diese Räumlichkeiten erst so nach und nach ab dem Schuljahr 1971-72 entstanden.)

Für mich persönlich hatte die Zeit der 6. Klasse eine noch viel einschneidendere Veränderung gebracht: ich kam ins Internat. Allerdings nicht in das Internat der *Lenau-Schule*, das im Gebäude der *Kleinen Schule* am *Domplatz* untergebracht war, sondern in das Internat der *Arte Plastique*¹ Schule, deren Unterrichtsräume damals im Gebäude der heutigen *Școala Populară de Arte*² in der *Ungureanu-Straße* waren, während das Internat in der Parallel-Straße zur *Gheorghe-Lazăr-Straße*, der *Grigorescu-Straße* nämlich, im Gebäude des heutigen *Lenau-Kindergartens* untergebracht war. Der Grund weshalb ich in dieses Internat musste war die Tatsache, dass die *Lenau-Schule* aus Platzmangel nur Lyzeaner (also Schüler ab der 9. Klasse) ins Internat aufnahm. Gegessen haben aber beide Internate in der Kantine der *Lenau-Schule*, die damals die linke Seite des Erdgeschosses des Gebäudes an der *Gheorghe-Lazăr-Straße* einnahm und die unserer Schule, auch wegen Szanyi, dem Pferd, das den Kantinenwagen zog, den typischen Geruch nach Kantine und Pferdestall verlieh, der mir

¹ Bildende Künste

² *Volkshochschule für Kunst*

auch heute noch in der Nase steckt, wenn ich den Hof der Schule betrete. –

Ein Ereignis aus dieser Zeit, das mich sehr viel nachhaltiger prägte als der damalige Unterricht es vermochte, war der Besuch des *Zirkus Berolina* in Temeswar. Drei Wochen lang (aber vielleicht waren es auch nur zwei) streifte ich um das Zirkuszelt herum, das auf dem freien Gelände hinter der *Piața 700*¹ aufgebaut worden war. Für 2 Lei (schon wieder!) konnte man vormittags das Gelände des Zirkus betreten und die Menagerie besuchen, was ich regelmäßig, um nicht zu sagen alltäglich tat, versteckte mich dann aber, wenn die Besucherzeit vorüber war, in einer der Stallungen, und wenn es eine Nachmittagsvorstellung gab, wohnte ich der bei, ansonsten aber kam ich abends in die Kantine, so als käme ich gerade vom Unterricht. Das ging so lange gut, bis ich während einer Nachmittagsvorstellung wohl dachte, selbst schon ein Zirkusakrobat zu sein, und als der Hut des neben mir sitzenden Herrn in der hintersten Reihe des Zeltes zwischen den Bänken hindurchfiel, seilte ich mich an einem (zu) dünnen Strick an der Seitenwand des Zeltes hinab in die Tiefe, um den Hut zu retten und verbrannte mir dabei die Innenflächen meiner Hände so stark, dass ich am nächsten Morgen in die Kinderklinik musste, wo beide Hände einen dicken Verband bekamen. Und nur dadurch fiel es meinem Umfeld, zunächst der Internatsleitung, dann der Schule und letztendlich auch meinen Eltern auf, dass ich über zwei (drei) Wochen hindurch die Schule geschwänzt hatte, ohne dass dies jemandem besonders aufgefallen wäre. –

Was dann schließlich zur Folge hatte, dass ich in der 7. Klasse wieder ins Quartier musste. Doch waren dies nun ganz andere Voraussetzungen, zumal ich mich mittlerweile in Temeswar sehr gut auskannte und mich, bei ich weiß gar

¹ 700er Platz

nicht mal mehr wie vielen Sportarten angemeldet hatte. An Fußball, Handball, Basketball, Tennis, Rudern habe ich sogar noch sehr konkrete Erinnerungen an Menschen, Orte und Ereignisse, mehr allerdings auch nicht. Und es kam, wie es kommen musste, unsere damalige Mathe- und Physiklehrerin, Frau Thoma, die gleichzeitig auch unsere Klassenlehrerin war, zog die Reißleine und ließ mich in Mathe zur Nachholprüfung im Herbst antreten.

Doch Glück im Unglück war, dass sich Herr Friedrich, der Mathe-Lehrer der Parallelklasse, bereit erklärte, mir über die Sommerferien hinweg Nachhilfeunterricht zu geben und zwar so, dass ich in jenem Sommer immer wieder von Bruckenaus nach Temeswar pendeln musste, um bei ihm in der *Cluj-Gasse* vorstellig zu werden. *Fritzi-Bacsi*, wie die Schüler Herr Friedrich nannten, nahm sich meiner sehr umfänglich an, nicht nur in Mathematik und auch nicht nur in der einen dazu vorgesehenen Stunde. Genüsslich seine Zigaretten schmauchend, wiederholte er mit mir zwar hauptsächlich den Stoff der 7. Klasse in Mathematik, aber darüber hinaus erteilte er mir jedes Mal auch eine Lektion fürs Leben.

Das führte dann auch dazu, dass sich meine schulischen Leistungen in der 8. Klasse, dem Schuljahr 1973-74, deutlich verbesserten, zum Bestehen der Aufnahmeprüfung in die 9. Klasse reichte es, wie oben nachzulesen, dann doch nicht, vielmehr war ich der Ansicht, dass ich nun lange genug in der *Lenau-Schule* gewesen wäre und mir eine Abwechslung gut täte, zumal ja meine zwei besten Freunde auch nicht mehr da sein würden. Und selbst als in den Sommerferien von der 8. zur 9. Klasse der *Boss* bei meiner Mutter im Büro der Kollektivwirtschaft in Bruckenaus anrief, um ihr mitzuteilen, dass ich mich doch noch in der *Lenau-Schule* einschreiben könnte, da von den Schülern, die die Aufnahmeprüfungen bestanden hatten so viele ausgewandert waren, dass ich als Vierter (Sechster) unterm Strich hätte nachrücken können, weigerte ich mich, dies zu tun und schlug das Angebot aus. –

Damit, sollte man meinen, ist das Kapitel *Lenau-Schule* beendet, aber dem ist nicht so. Denn auch als ich dann im *Industrie-Lyzeum Nr. 7* war, das auch ein eigenes Internat und eine eigene Kantine hatte, bevorzugte ich es, trotzdem in der *Lenau-Kantine* zu essen. Und jetzt wird's kompliziert, denn in der neuen Schule freundete ich mich mit Dan an, einem Jungen aus der *Ronatz*¹, dessen einstiger Nachbar und Freund auch ein ehemaliger *Lenau-Schüler* war, der Laczi, der allerdings gerade Student am *Polytechnikum* geworden war und der seinen Militärdienst abzuleisten hatte als wir in der 9. waren. In den darauffolgenden Sommerferien, als Laczi vom Militärdienst wieder zurück war, plante er zusammen mit zwei weiteren ehemaligen *Lenau-Schülern*, Werner und Helmuth, einen Ausflug ins *Retezat-Gebirge* zu machen, und Dan und ich durften mitkommen. (Somit kann davon ausgegangen werden, dass die drei ehemaligen *Lenau-Schüler* Lacsi, Werner und Helmuth, Absolventen des Jahrganges 1974 waren, also sprich, dass ich sie bei ihrer *Gaudeamus-Runde* durch die Schule noch gesehen haben musste, ohne dass ich sie ein Jahr später bei dem Ausflug ins *Retezat* wiedererkannt hätte.)

Im darauf folgenden Jahr, als mein Schuljahrgang erstmals in der rumänischen Geschichte die Aufnahmeprüfungen zur 11. Klasse, der sogenannten *Treaptă*² abgelegt hatte, fragte mich Helmut, der kleinere Bruder von Werner, der zwar mein Jahrgang war, aber erst in der 9. Klasse in die *Lenau-Schule* kam, als ich da nicht mehr hinwollte, ob ich zusammen mit ihm und zwei weiteren gleichaltrigen Schulkameraden, mit Wella und Günther, die ich auch nicht kannte, da sie ebenfalls erst in der 9. in die *Lenau-Schule* gekommen waren, einen Ausflug mit dem Zelt ins *Retezat* und dann von dort, über den *Godeanu* und *Țarcu* zum *Muntele Mic* und zurück nach Karansebesch machen wollte.

¹ Stadtteil von Temeswar.

² Stufe zum nächsthöheren Bildungsweg

Hoherfreut stimmte ich zu und erlebte dadurch eine meiner schönsten Wanderungen durch die rumänischen Karpaten.

Ich könnte, bei alledem, trotzdem nicht sagen, dass ich es bereut hätte, das Angebot vom *Boss*, mich nachträglich in der 9. Klasse in der *Lenau-Schule* einzuschreiben, nicht angenommen zu haben. Zumindest damals nicht. Dies eine Jahr der 8. Klasse, wo ich auch das Gefühl gehabt hatte in der *Lenau-Schule* angekommen zu sein, war dann wohl doch zu flüchtig und ging ganz schnell in dem pubertären Drunten und Drüber der folgenden Zeit verloren. Selbst der Kontakt zu Hans, der ja nach wie vor in Temeswar weilte, flammte auch nur auf, wenn Reinhold aus Deutschland zu Besuch war. Ich wäre vermutlich auch in der *Lenau-Schule* ein nicht weniger hormongesteuertes Menschenbündel gewesen und schulisch genauso grandios gescheitert, wie in den Jahren vor der 8. Klasse. So gesehen war es halt eben nur konsequent, meinen Weg zu gehen, und auch wenn dieser Weg aus sehr vielen unnötigen Umwegen bestand, war er wohl doch der einzig richtige, der mich zur Schauspielerei führte, jenem Beruf, den ich leider viel zu wenig ausüben durfte/konnte, weil er, und das darf ich im Nachhinein ruhigen Gewissens behaupten, nicht nur Beruf, sondern auch Berufung war.

Bezeichnenderweise führt aber auch hier die Spur über die *Lenau-Schule*. Es war nämlich so, dass ich die Aufnahmeprüfungen zur einzigen Schauspielhochschule Rumäniens, dem *I.A.T.C „I.L.Caragiale“*, sowohl 1978, als auch dann 1980 (des letzten Jahrganges mit einer Ausbildung in deutscher Sprache) nicht bestanden hatte und drauf und dran war die Hoffnung aufzugeben, als mich der Zufall zu meiner ersten Klassenlehrerin am *Industrie-Lyzeum*, Frau Hildegard Kelemen führte, der ich von meiner Odyssee an Aufnahmeprüfungsabenteuern erzählte und die daraufhin nur lapidar meinte, wieso ich denn nicht schon früher zu ihr gekommen wäre, sie wäre

doch mit Alexander Ternovits¹, alias *Josefstädter Franzi* befreundet, der mir bestimmt diesbezüglich weiterhelfen könnte. Und der tat dies tatsächlich, allerdings auf seine eigene, besondere Art. –

Frau Kelemen hatte für mich mit ihm einen Termin ausgemacht, der bezeichnenderweise in der *Mercur-Bar*, vis-à-vis vom Schauspielereingang der Temeswarer Bühnen anberaumt war. Selbst in dem dichten Zigarettenrauch- und Menschengedränge hatte ich ihn schnell erkannt und mich bei ihm vorgestellt. Seine erste Reaktion auf meine Ansprache war:

»Aha! Du bist d'es! Und du willst Schauspieler werden?« Eigentlich wollte ich zu diesem Zeitpunkt immer noch eher Regisseur werden (weshalb ich 1978 mich auch zur Aufnahmeprüfung für das Fach Regie am *I.A.T.C.* eingeschrieben hatte), aber das stand jetzt nicht zur Debatte, also bejahte ich seine Frage. »Na scheen, dann lad' mich doch bittscheen auf einen Kognak ein! Du kannst dir einen Kaffee bestellen.« Dann, endlich, nach gefühlten ewigen Zeiten, sagte er: »Geh'mer!«

Wir verließen die Bar, überquerten die *Mărășești-Straße* und betraten den Schauspielereingang. Der Pförtner, sogar ein Landsmann aus Murani, wie ich später erfahren sollte, grüßte respektvoll zu Herr Ternovits hinüber, ohne von mir Notiz zu nehmen. Herr Ternovits betrat noch das Künstler-Café beim Popovici, das damals der Pforte gegenüberlag, sprach mit dem ein- und anderen, wandte sich dann wieder mir zu und sagte: »Lauter Bleede! Geh'mer!« Wir verließen das Café, gingen durch die Tür zum Trepp

¹ Seine freiwillige Tätigkeit als IM für die Securitate unter dem Decknamen ‚Matei‘ war dem Autor in ihrem vollen Umfang zum Zeitpunkt der Niederschrift dieser Erzählung nicht bekannt. Auch wenn sich im Nachhinein dessen Machtbefugnisse anders darstellen als es die Erzählung vermutlich erahnen lässt, ändert dies nichts am Tatbestand der Ereignisse, die aus dieser Einflussnahme resultierten.

penaufgang und liefen die Treppen hoch bis zum Bühnenzugang des *Nationaltheaters*. »Wart' hier, ich komm' gleich!« Es dauerte dann doch etwas länger bis er wieder kam, und seine Laune schien deswegen nicht besser geworden zu sein.

»Und du willst wirklich Schauspieler werden?« kam ganz unerwartet zum zweiten Mal diese Frage.

»Ja, Herr Ternovits.«

»Buju heiß ich, hab' ich d'r g'sagt!«

»Ja, Buju.«

»Na scheen. Geh'mer!« Er lief, zwei-drei Stufen über mir gehend, mit beiden Händen auf dem Rücken verschlungen die Treppen hoch und wir kamen so zum Bühnenaufgang des *Deutschen- und Ungarischen Staatstheaters*. »Da is' die Biehne zum Deitschen Staatstheater. Hast d'es g'wusst?« Ich schüttelte nur mit dem Kopf. Nun musterte er mich von Kopf bis Fuß, als würde er mich zum ersten Mal bemerken. Dann, nach einer gefühlten Ewigkeit, sagte er lediglich: »Geh'mer!«

Wir gingen nun die großzügigen Treppen empor, die zu den Büros und den Probesälen des *Deutschen-* und des *Rumänischen Staatstheaters* führten und als wir auf dem Treppenabsatz angekommen waren, von welchem man geradeaus zum *Ungarischen Theater* hinübergehen konnte, drehte er sich abrupt zu mir um, so, dass ich schon fast in ihn gerannt wäre und sagte dann:

»Pass mal auf, junger Mann! Ich frag dich d'es jetzt zum letzten Mal: Willst du wirklich Schauspieler werden?« Eigentlich wollte ich das schon lange nicht mehr, schon bei dieser Frage zwei Stockwerke tiefer wäre ich am liebsten spontan davongerannt, um wieviel mehr gerade jetzt, und doch merkte ich, dass mein Kopf einfach nur nickte. »Mhm! Na gut. Geh'mer!«

Die letzten drei Treppenläufe waren die steilsten, die ich je in meinem Leben gegangen war, dabei sind sie gar nicht steil, ganz im Gegenteil. Als wir den Flur betraten, von welchem man in die Probesäle, in die Dramaturgie,

ins Sekretariat, und zum Theaterdirektor kommt, stand gleich hinter der doppelflügeligen Glastür unterhalb des Fensters zum Treppenhaus ein gemütliches Ledersofa.

»Setz' dich! Ich komm gleich!« Es dauerte dann auch jetzt wieder etwas länger, und weil ich all die Zeit mutterseelenallein auf diesem ewig langen Flur saß, erwog ich mehrfach einfach aufzustehen und zu verschwinden. Mir schien mein derzeitiges Arbeitsverhältnis als Sanitär-Installateur bei der *I.C.R.A.L. Temeswar*¹ all dem gegenüber was ich gerade in der letzten Stunde durchgestanden hatte, so etwas von gemütlich und stressfrei, dass ich mir gar keinen schöneren Job vorstellen konnte.

Aber es war zu spät! Die Tür zum Büro des Theaterdirektors sprang auf und im Türrahmen stand Intendant Hans Linder. Er schaute den Flur einmal rauf und einmal runter, sah, dass sich außer mir kein einziges menschliches Wesen darin aufhielt und sagte dann: »Komm doch bitte rein!« –

Was das nun mit der *Lenau-Schule* zu tun hat? Sag ich euch. Die beiden Herren im Zimmer des Theaterdirektors merkten erst jetzt, dass keiner von ihnen auch nur meinen Namen kannte. Es wurde aber schnell klar worüber sie bisher so lange gesprochen hatten. Intendant Linder hatte gerade eine Anfrage von Frau Şuvägäu, ihres Zeichens Deutschlehrerin an der *Lenau-Schule* bekommen, ob ihr denn nicht vielleicht eine Schauspielkraft zur Hand gehen könnte, bei der Vorbereitung eines literarischen Abends mit ihrer eigenen Schulklasse. Und dafür kam ich Herrn Linder gerade recht.

Und umgekehrt er mir wohl auch, denn der literarische Abend im Festsaal der *Lenau-Schule*, zu welchem nicht nur Intendant Linder gekommen war, sondern auch der *Boss* höchstpersönlich, war ein Erfolg, sicherlich vor

¹ Temeswarer Versorgungsunternehmen zur Instandhaltung von Gebäuden.

allem für die teilnehmenden Schüler und Schülerinnen, von welchen mir eine Monika besonders in Erinnerung geblieben ist, weil sie ein Gretchen auf die Bühne gebracht hatte, wie ich ein authentischeres hernach nicht mehr zu sehen bekam, aber auch für all die anderen Schüler und Eltern im Saal.

Und irgendwann an jenem Abend stand mir auch der *Boss* gegenüber und reichte mir die Hand: »Du bist mir vielleicht einer! Aber so is' es schon immer g'wesen: Man schmeißt die Kerle zur Tür hinaus, und durchs Fenster kommen sie wieder 'rein! Zum Glück, wie man gerade eben wieder sehen konnte! Glückwunsch!« – – –

Die Geschichte unseres Spätburgunders

*Beitrag zum Jahrbuch 2022 der
HOG Temeswar*

Als ich nach Heidelberg übersiedelte und neben einer wunderbaren Frau auch bald einen Weinberg mein Eigen nennen durfte, stellte sich schon bald die Frage, aus welchen Trauben wir unseren Roten keltern sollten. Und sobald diese Frage auch noch von Adriana Carcu, einer in Heidelberg lebenden Freundin, mit der zusammen ich in Rumänien schon nicht gerade wenig roten Wein getrunken hatte, in den Raum gestellt wurde, gab es für mich nur eine Antwort: Spätburgunder.

Dabei stimmt diese Aussage nicht ganz, denn zum damaligen Zeitpunkt war mir noch garnicht bekannt, dass es sich bei dem *Pinot Noir* der mir vorschwebte und dem hier allgemein als Spätburgunder bekannten Rotwein um ein- und dieselbe Traube handelte. Aber dass es *Pinot Noir* sein musste, das war klar. Und warum das so klar war, soll nun Teil dieser Geschichte sein. –

Es war Anfang der 1980er Jahre in Rumänien. Die abgezählten 444 Tage Militärdienst hatte ich bereits hinter mir, doch sonst war alles noch in der Schwebe: zwei Aufnahmeprüfungen am *Rumänischen Institut für Theater- und*

Filmkunst in Bukarest hatte ich vermasselt, zwischendurch auch eine an der *Baubochschule* in Temeswar und eine andere an der Universität in Iași, und steckte gerade in einer Ausbildung zum Sanitär-Installateur bei einem Versorgungsunternehmen in Temeswar. Außerdem war längst entschieden, obwohl diesbezüglich weder von mir noch von sonst einem Familienmitglied etwas dazu unternommen worden wäre, dass unsereiner eh' nach Deutschland auswandern würde – es war halt nur eine Frage der Zeit. Viele Jahre später sollte ich auch eine entsprechende Umschreibung jener Zeit finden: die Leichtigkeit des Seins.

Und zu dieser Leichtigkeit gehörte auch zweifelsohne ein Urlaub am Schwarzen Meer, den ich zusammen mit Helmut, einem Altersgenossen und Kameraden aus Bruckenauser Tagen, machte. Helmut war Automechaniker in dem *Dacia-Service* in Temeswar, und auch noch ein verdammst guter obendrein. Er musste einmal sogar daran erinnert werden, seinen Monatslohn abzuholen, auf den er gänzlich vergessen hatte, da seine Nebeneinkünfte diesen um ein Vielfaches überstiegen. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so üppig, erging es mir als auszubildender Installateur: von den 25 Lei, die mein Vorarbeiter für das Auswechseln eines geplatzten Bleirohrs als Anschluss an ein Waschbecken erhielt, bekam ich immerhin auch 10 Lei. An guten Tagen konnten wir manchmal auch bis zu zehn solcher Anschlüsse ersetzen. Und wohlgemerkt, dies alles zusätzlich zu einem Monatslohn.

Will damit nur sagen, dass für uns beide ein Urlaub an der Schwarzmeer-Küste keine Frage des Geldes war, als vielmehr eine der richtigen Beziehungen. Allein schon die An- und Abreise vom Schwarzen Meer war keine Selbstverständlichkeit. Doch noch viel, viel schwieriger war es, im Vorfeld eine Unterkunft in einem Hotel mit Verpflegung zu einem bestimmten Zeitpunkt während der Badesaison zu erhalten. Aber offenbar war dies für einen guten Automechaniker auch nichts Unmögliches, denn siehe, eines Tages konfrontierte mich Helmut mit der